



KOMPLIZ

ROMAN

WINNIE M LI

»WIE DIE AUSWIRKUNGEN DER #METOO-BEWEGUNG WIRD AUCH
DIESER ROMAN NOCH JAHRELANG NACHHALLEN.« J.T. ELLISON

SUHRKAMP

SV

Winnie M Li
KOMPLIZIN

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Stefan Lux

Herausgegeben von
Thomas Wörtche

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2022 unter dem Titel
Complicit
bei Orion Fiction, an imprint of The Orion Publishing Group, Inc.

Erste Auflage 2023
suhrkamp taschenbuch 5326
Deutsche Erstausgabe
© der deutschsprachigen Ausgabe
Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2023
© 2022 by Winnie M Li
Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Umschlagabbildungen: Elisabeth Ansley/Trevillion Images (Frau);

Jose A. Bernat Bacete/Getty Images (Filmstreifen)

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Druck und Bindung: C. H. Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47326-9

www.suhrkamp.de

*All denen gewidmet,
deren Leben in Mitleidenschaft gezogen,
deren Karrieren zerstört und deren Stimmen
nicht gehört wurden.*

PROLOG

Heute sehe ich klar.

Ich werfe einen Blick in die Gratiszeitungen in meinem Pendlerzug. Wie viel Abfall doch auf den Sitzen eines Subway-Wagons zurückgelassen wird. Auf den zerknitterten Seiten entdecke ich Namen aus meinem früheren Leben. Gesichter, die ich in einem privaten Club gesehen habe, bei einer Afterparty, bei einer Preisverleihung, die ich mit geliehenem Schmuck und im geliehenen Kleid besucht habe, ganz wie der Rest dieses glanzvollen, eitlen Publikums.

Heute, 2017, bin ich von anderen Leuten umgeben. Normalen Menschen, die in der ruckelnden Subway durch Brooklyn zur Arbeit fahren und schon die Stunden zählen, bis sie ihre Büros verlassen und auf demselben Weg zurückfahren dürfen. Wenn wir einen kurzen Blick auf das Leben der Reichen und Schönen erhaschen wollen, schauen Leute wie wir in liegengelassene Zeitungen – was wissen wir denn wirklich über diese glanzvollen Namen, über die Heldengestalten, die jetzt vom Sockel gestoßen werden?

Im tiefsten Inneren bin ich begeistert. Wer ist der nächste Studiochef oder Leinwandheld, dem die eigene Vergangenheit auf die Füße fällt? In Horrorfilmen gibt es die sprachlose Horde der Untoten, die den Schurken seinem wohlverdienten Schicksal zuführt.

Manche Dinge lassen sich nicht aus der Welt schaffen, auch wenn wir sie noch so sehr hinter Geschenktaschen, Presseerklärungen und Fotos mit lächelnden Gesichtern zu verbergen suchen. Die Wahrheit lebt weiter, auch wenn wir manchmal sehr genau hinsehen müssen, um sie zu entdecken: in zensierten Kom-

mentaren, auf unveröffentlichten Fotos, im irritierenden Schweigen, das auf hinter verschlossenen Türen abgehaltene Meetings folgt. In E-Mails, auf die wir nie eine Antwort bekommen haben.

Heute sehen wir es alle.

Ich habe es auch damals gesehen. Aber ich habe so getan, als hätte ich nichts bemerkt.

Ich betrachte das Leben, das ich damals zu führen glaubte, und vergleiche es mit dem, was ich heute sehe. Es kommt mir vor wie die Vorführung einer verschollenen und wiederentdeckten Filmrolle. Die Bilder flackern, dann werden sie scharf.

Irgendwie ergibt das alles noch immer keinen Sinn, aber ich bemühe mich. Ich blinzele ins Licht und hoffe, nicht die ganze Zeit über blind gewesen zu sein.

Auf gewisse Weise ist mir klar, was auf mich zukommt, schon bevor die Außenwelt sich meldet. Als es dann so weit ist, geschieht es durch eine altmodische, respektable E-Mail.

Nicht durch die schnellen Synapsen der Social Media, denn auf diesen Kanälen bin ich schwer zu finden. Die langweilige Neununddreißigjährige, die ich inzwischen bin, ist keine bedeutende Persönlichkeit und lockt keine Follower an. Heute führe ich ein einfaches Leben, fahre mit der Subway zum Büro und zu meinem Seminarraum an einem wenig bemerkenswerten College. Abends kehre ich in meine stille Wohnung zurück.

Aber heute Morgen taucht auf meinem Computermonitor eine E-Mail auf. Ungebeten, aber nicht aufdringlich. Ein unangemelder Besucher, der geduldig darauf wartet, dass man Notiz von ihm nimmt.

Ein Name, der nie zuvor in meinem Posteingang aufgetaucht ist, den ich aber auf der Stelle zuordnen kann.

Schon in diesem Moment weiß ich, worum es geht, obwohl die Betreffzeile neutral und scheinbar harmlos formuliert ist: *Einige Fragen im Zusammenhang mit einer Recherche der New York Times.*

Mein Herz stolpert, ich muss mich zwingen, den Blick nicht abzuwenden. Ein Moment der Erregung in meinem ansonsten langweiligen Alltag. Erinnerungen kommen hoch – wie es sich angefühlt hat, täglich oder gar minütlich dramatische E-Mails zu erhalten. Ein hektisches, ständig unter Strom stehendes Büro. Der fast vergessene Kitzel, mittendrin zu sein.

Dann, genauso plötzlich, überrollt mich eine Welle ganz anderer, tief begrabener Gefühle. Wie ein Geist, den ich nicht gerufen habe.

Ich entschlief mich, die E-Mail nicht zu öffnen. Es gibt andere, beruhigend eintönige Aufgaben, um die ich mich kümmern muss: die Beurteilung meiner Studierenden, eine offene Stromrechnung, das Herbst-Barbecue des Seminars.

Als ich mich auf den Weg zu meinem ersten Kurs mache, habe ich die E-Mail tatsächlich nicht geöffnet. Trotzdem bleibt sie in einer dunklen Ecke meines Hinterkopfs, wie ein schmutziges, lange nicht benutztes Gartengerät in der hintersten Ecke des Schuppens.

Dort im Zwielicht wartet sie auf mich.

Der Kurs Drehbuchschreiben 101 heißt an der feinen Hochschule, an der ich unterrichte, genau so: Drehbuchschreiben 101. So originell ist der Laden.

In diesem Semester gebe ich drei Kurse – zwei in Drehbuchschreiben 101 und einen dritten, der sich entsprechend innovativ Drehbuchschreiben für Fortgeschrittene nennt.

Meine Studierenden sind nicht origineller, wobei es vermutlich mein Job als Dozentin ist, sie dazu anzustacheln. An diesem College allerdings haben die meisten Studierenden Ambitionen, die ihre tatsächlichen Fähigkeiten signifikant übersteigen. Natürlich darf ich das auf keinen Fall laut sagen. Ich muss sie bei Laune halten und ihre zum Scheitern verurteilten Fantasien einer Zukunft in Hollywood bestätigen. Und sie gleichzeitig dazu anleiten, ihrem Schreiben eine gewisse Nuanciertheit zu verleihen und wenigstens hin und wieder von der sklavischen Befolgung fester Formeln abzuweichen.

Immerhin kann ich von dem Job leben. Ich nehme die Klassiker durch, natürlich, Syd Field und Robert McKee, kann aber auch eine Portion Eigenes einbringen. Ich mache die jungen Leute mit »dem Kanon« vertraut und streue ein paar abgedrehtere Sachen ein. Schauen wir uns doch mal dieses halluzinatorische, rätselhafte Werk eines thailändischen Regisseurs an, dessen Namen ihr alle nicht aussprechen könnt. Hier kommt ein neunzigminütiger Schwarzweißfilm, der das Berlin der 1920er Jahre dokumentiert. Nur Musik, kein Dialog. Viel Spaß damit, Millennials.

In meinem heutigen 10.30-Uhr-Kurs Drehbuchschreiben 101 sprechen wir über Figurenzeichnung.

»Woran merken Sie, dass Sie es mit einer wirklich unvergesslichen Filmfigur zu tun haben?«, frage ich zwanzig verkaterte Collegestudierende, die mich wie Zombies anstarren.

Funkstille.

Manchmal hilft es, dieselbe Frage noch einmal zu stellen, nur in leicht veränderter Formulierung.

»Was macht eine Filmfigur unvergesslich?«

In solchen Fällen richte ich den Blick auf eine bestimmte Person, um ihn oder sie dazu zu bringen, etwas zu äußern – einen Satz, ein Geräusch, irgendein Anzeichen für intelligentes Leben. Diesmal versuche ich es bei Claudia, einer Brillenträgerin mit braunen Haaren, die gelegentlich einen fundierten Kommentar beisteuert. Was heute nicht der Fall ist. Sie starrt mich wortlos an.

Um Himmels willen, denke ich. Ich frage nicht mal nach der Lektüre, die ich ihnen aufgegeben habe. Es geht einfach nur ums Kino.

Sagt was, Leute!, würde ich am liebsten brüllen.

Stattdessen wiederhole ich die letzte Frage wörtlich.

»Was macht eine Filmfigur unvergesslich?«

Tatsächlich meldet ein junger Mann – natürlich ein Mann – sich zu Wort. Danny. Schmutzig blonde Haare, ein paar Piercings im Gesicht. Einer der Redseligeren im Kurs.

»Ähm ... dass man sich an sie erinnert?«

Dann stößt er ein kurzes, scharfes Lachen aus. Mir ist nicht klar, ob er sich über die schiere Dummheit seiner eigenen Antwort amüsiert oder über das Geschick, mit dem er meine Frage einfach auf den Kopf gestellt hat. Jedenfalls warte ich, bis das allgemeine Kichern sich gelegt hat. Okay, nimm sie an die Hand.

»Was führt denn dazu, dass Sie sich an eine Figur erinnern?«, frage ich.

»Wenn sie witzig ist?«

»Wenn sie was Verrücktes macht?«

»Wenn sie richtig scharf ist.«

Wieder wird gekichert, aber ich ignoriere es.

»Also dann ... an welche Filmfiguren können Sie sich wirklich gut erinnern?« Ich gehe durch die Klasse und versuche, Augen-

kontakt herzustellen. »Kommen Sie schon, nennen Sie mir ein paar.«

»James Bond«, ruft jemand.

»Luke Skywalker«, sagt ein anderer Typ.

»Thor.«

»Robert De Niro in *Taxi Driver*«, sagt jemand. Mir ist klar, dass er, indem er sich auf einen vor 1980 gedrehten Film bezieht, sein fundiertes Wissen demonstrieren will.

»Hannibal Lecter.«

»Fällt Ihnen auch jemand ein, der *keine* Leute umgebracht hat?«, frage ich. Ein paar Studierende lachen, aber niemand scheint eine solche Figur nennen zu können.

Bis jemand sagt: »Dumbo?«

Na schön, also Dumbo. Jetzt kommt die zweite provozierende Frage, die ich eigentlich gar nicht geplant hatte: »Irgendeine weibliche Figur, die unvergesslich ist?«

Wieder dieses unbehagliche Schweigen.

»Julia Roberts in *Pretty Woman*?«, sagt eine Studentin schließlich.

Sie hat eine Prostituierte gespielt!, liegt mir auf der Zunge. Stattdessen sage ich: »Okay, das ist ein Anfang. Immerhin war sie für diese Rolle Oscar-nominiert.«

Zur Sicherheit füge ich hinzu: »Und tolle Haare hatte sie auch.« Die Kids honorieren es mit vereinzeltem Gelächter.

Das zähe Spiel geht weiter, aber ich will das erschütternd oberflächliche Wissen meiner Studierenden ausloten. Als Nächstes fallen ihnen die weiblichen Sidekicks männlicher Helden ein. Oder Disney-Prinzessinnen.

Schließlich frage ich: »Was ist mit Scarlett O'Hara in *Vom Winde verweht*?«

Ausdruckslose Mienen.

»Schließlich, morgen ist auch noch ein Tag?«, versuche ich ihnen auf die Sprünge zu helfen, indem ich Scarlett O'Haras ikonische Formulierung des Überlebenswillens zitiere.

Noch immer nichts.

»Mitreißendes Bürgerkriegsdrama, spielt in den Südstaaten?«

Wieder möchte ich sie anschreien: »Sie haben nie *Vom Winde verweht* gesehen?«

»Ähm, ich glaube, ich hab mal das Plakat gesehen«, sagt Danny vorsichtig.

»Dann muss ich wohl eine Vorführung zum Unterrichtsprogramm hinzufügen.« Es fällt mir schwer, meine Fassungslosigkeit zu verbergen. »Es war ein bahnbrechender Film für Hollywood, damals. Fragwürdig in der Darstellung von Rassenfragen, aber immerhin ist er 1939 entstanden.«

»O mein Gott, das ist ja ... *richtig alt*.« Avery – blaue Haare und Lipgloss – schnappt nach Luft.

»Genauso alt wie *Der Zauberer von Oz*«, sage ich, um ihren Schock ein wenig zu mildern. »Sie sind im selben Jahr auf die Leinwand gekommen.«

»Den *Zauberer von Oz* hab ich nicht gesehen«, räumt Avery ein.

Dass es in Amerika junge Leute gibt, die ein Filmstudium anfangen und den *Zauberer von Oz* nicht kennen, bringt mich fast zum Heulen, buchstäblich. Aber ich gebe nicht auf.

»Filmfiguren bleiben im Gedächtnis – oder sollten im Gedächtnis bleiben –, wenn man ein Gespür für ihr Inneres bekommt. Wenn man sich ihre Hoffnungen und Ängste ausmalen kann, ihre Vergangenheit, ihre Unsicherheiten und Schwächen.«

Die Kids nicken, aber ich würde nicht darauf wetten, dass meine Worte tatsächlich in ihre Gehirne einsickern.

»Natürlich verdankt sich das zu einem großen Teil den Leistungen der Schauspielerinnen und Schauspieler, aber die arbeiten letztlich auf der Grundlage dessen, was im Drehbuch steht. Alles läuft also auf die entscheidende Bedeutung des Drehbuchs hinaus. Auf den Entwurf erinnerungswürdiger, glaubwürdiger, dreidimensionaler Figuren.«

Ich habe meinen Rundgang um ihre Tische beendet. Wieder an meinem Platz angekommen, nehme ich die Gruppe als Ganzes in den Blick.

»Die Herausforderung, vor der Sie stehen, wenn Sie ein Drehbuch schreiben, besteht darin, Figuren zu erschaffen, die nicht bloß Klischees sind, eine hübsche Frau oder ein ... guter Kämpfer. Sondern jemand, der vielleicht Züge einer Person trägt, die Sie aus dem wahren Leben kennen. Jemand Glaubwürdiges.«

Sie hören noch zu, also rede ich weiter.

»In Filmen geht es um die Erschaffung von Illusionen. Menschen können fliegen, Städte werden in die Luft gesprengt, schön und gut. Aber damit die Filme funktionieren, müssen zuallererst die Figuren glaubwürdig sein.«

Sie starren mich an, eine unergründliche Herde.

Danny hebt die Hand. »Sarah?«, fragt er.

»Ja, was gibt's?«

»Wo wir gerade von Glaubwürdigkeit sprechen, was halten Sie von all diesen Anschuldigungen, die gerade die Runde machen?«

Ich sehe ihn an und spüre, wie sich mein Puls beschleunigt, auch wenn ich nicht glaube, dass meine Studierenden einen Verdacht hegen.

Ich sage nichts und gebe ihm Zeit zum Fortfahren.

»Sie wissen schon, das ganze Zeug über Bill Cosby und diesen Weinstein ... So viele Frauen, die sie beschuldigen, sich über Jahre hinweg an ihnen vergriffen zu haben. Glauben Sie diese Geschichten? Ich meine, es ist doch Wahnsinn, oder?«

Ich wähle meine Worte sorgfältig und achte darauf, weiterhin wie eine Dozentin zu klingen. »Was meinen Sie, was genau ist Wahnsinn?«

»Ich meine, warum kommt das jetzt alles auf einmal, wo die Frauen so lange geschwiegen haben? Das ist doch irgendwie verdächtig, oder?«

Für einen Moment weiß ich nicht weiter. Am liebsten würde

ich mit einer ganz anderen Lektion loslegen: darüber, wie diese Industrie wirklich funktioniert, über all die Abenteuerlichkeiten, die Hierarchien, die verzweifelte Sehnsucht, in dieser Branche zu arbeiten. Aber das Wissen, das ich als Dozentin vermitteln kann, ist limitiert.

»Ich denke nicht ... Nur weil sie so lange gewartet haben, bevor sie diese Geschichten öffentlich gemacht haben ... Ich glaube, es bedeutet nicht notwendigerweise, dass diese Dinge nicht *passiert* sind. Vielleicht sollten wir ihnen erst mal zuhören, bevor wir uns eine Meinung bilden.«

Dannys Miene wirkt seltsam unzufrieden, aber bevor ich etwas sagen kann, erhebt Claudia zögerlich die Hand und sagt: »Ähm, Sarah? Ich hab in der IMDB gesehen, dass Sie zusammen mit Holly Randolph an einem Film gearbeitet haben. Ist das wahr?«

»Waaaaaas?!«, bringt jemand anderes ungläubig heraus. »*Niemals*.«

Sie waren vorher schon aufmerksam, aber jetzt starren mich alle erwartungsvoll an.

Ah, ja. Die Internet Movie Database. Ein Onlinearchiv, in dem sämtliche je gedrehten Filme verzeichnet sind. Und sämtliche Personen, die an all diesen Filmen beteiligt waren. Wenn ich es wirklich gewollt hätte, hätte ich versuchen können, meinen Namen aus der IMDB löschen zu lassen, aber ein klitzekleiner Rest Stolz hat mich davon abgehalten. Die Nennung in der IMDB ist der bleibende Beweis dafür, dass ich mal eine Person von Interesse war, eine Macherin, das hatte ich jedenfalls gedacht. Eine Frau, die Eindrucksvolleres zustande gebracht hat, als an einem No-Name-College Kurse in Drehbuchschreiben 101 zu geben.

Heutzutage verschwindet nichts für immer.

Natürlich kann ich jetzt nicht lügen. Es steht alles in der IMDB und ließe sich in einer Minute auf dem Handy abrufen.

»Ja«, sage ich nach kurzem Zögern. »Ich habe an einem ihrer

frühen Filme mitgearbeitet.« Ich erwähne nicht, dass es der Film war, der ihren raketenhaften Durchbruch bedeutet hat. Oder dass ich Associate Producer war.

Wieder schnappt Avery nach Luft. »O mein Gott, wie war sie? Ich liebe sie *total*.«

»Mit Holly Randolph zu arbeiten, war toll.« Ich unterstreiche meine Worte mit einem Nicken. »Ich gönne ihr den Erfolg von Herzen.«

Ich höre selbst, wie oberflächlich meine Antwort klingt. Ich habe die Worte heruntergerasselt wie ein der Gehirnwäsche unterzogener Soldat in *Botschafter der Angst*. Aber mir wird leicht übel. Denn wenn man sich den Eintrag in der IMDB näher anschaut, stößt man auf einen anderen Namen, nicht weit von Hollys und meinem entfernt. Einen Namen, der als »Executive Producer« geführt wird. Einen Namen, den ich lieber vergessen würde.

Ich schaue auf die Uhr und stelle dankbar fest, dass der Kurs in zwei Minuten vorbei ist.

»Nun«, sage ich und reiße die Initiative wieder an mich. »Ich glaube, wir sind ein bisschen vom Thema abgekommen. Als Hausaufgabe für diese Woche möchte ich, dass Sie sich eine beeindruckende Figur aus einem Film herausuchen – und bitte nicht aus einem Superhelden-Film. Sehen Sie sich *sämtliche* Szenen mit dieser Figur an und notieren Sie, warum Sie ihn oder sie so beeindruckend finden. Was an dieser Figur ist glaubwürdig? Warum möchten Sie mehr von ihr sehen?«

Die Studierenden murren leise. Jetzt, wo es endlich interessant wird, komme ich aufs Thema Hausaufgaben.

Während ich mit gesenktem Kopf und ausdrucksloser Miene meine Unterlagen vom Pult aufsammele, wird mir die Ironie bewusst.

Was an dieser Figur ist glaubwürdig?

Figuren, die uns in Erinnerung bleiben, die echt waren. Mit all

ihren Schwächen, ihren ganz eigenen Stärken und Talenten, mit ihren verborgenen Seiten.

Ich habe die E-Mail den ganzen Tag ungeöffnet gelassen, aber am späten Nachmittag kann ich es nicht weiter hinauszögern und klicke sie an.

Thom Gallagher von der *New York Times*. Was hast du mir zu sagen?

Liebe Ms Lai,

ich hoffe, Sie empfinden diese E-Mail nicht als Belästigung, aber ich recherchiere für die New York Times zu mehreren Vorfällen aus der Vergangenheit, die den Filmproduzenten Hugo North betreffen. Nach meinen Informationen haben Sie Mitte der 2000er Jahre mit Mr North bei Conquest Films zusammengearbeitet. Ich möchte mich erkundigen, ob Sie die Zeit haben, mir telefonisch oder im persönlichen Gespräch einige Fragen zu beantworten. Seien Sie versichert, dass alles, was Sie sagen, mit äußerster Vertraulichkeit behandelt wird, sofern Sie das wünschen ...

Direkt vor mir steht dieser Name, um den ich zehn Jahre lang einen Bogen gemacht habe. Hugo North.

Ich lasse ihn einige Minuten auf mich wirken, dann widme ich mich wieder der E-Mail.

Sofern Sie das wünschen. Was für eine sonderbare Formulierung. Fast wie die Beschwörungsformel eines Flaschengeistes. Gar nicht die schnelle, knallharte Sprache, die man von einem Zeitungsreporter erwarten würde. Aber natürlich erfordert das Thema Feingefühl. Die Menschen neigen zur Verschwiegenheit. Wenn man einfach ohne Vorwarnung eine E-Mail an eine Fremde schickt und tatsächlich Wert auf eine Antwort legt, können ein bisschen List und Schmeichelei nicht schaden. Selbst wenn man Thom Gallagher heißt und für die *New York Times* arbeitet.

Ich überlege, ob seine Arbeit sich so sehr von dem unterscheidet, was ich früher gemacht habe. Diese Strategie, vorsichtig anzufragen und langsam eine Verbindung aufzubauen, immer in der Hoffnung, den Weg zu etwas Bedeutungsvollem zu bahnen. Aber wo es für mich darum ging, eine komplette Filmproduktion auf die Beine zu stellen und aus dem Nichts eine perfekte Illusion zu erschaffen, betreibt Gallagher als Investigativjournalist eher eine Art Exhumierung: Er kratzt die Erde von etwas, das bis dahin begraben lag – bis das komplette Bild zum Vorschein kommt.

Aber das kann er nicht allein. Er braucht Leute wie mich, die ihm zeigen, wo er graben muss. Leute wie mich gibt es jede Menge. Er muss sie nur finden.

In der Subway, die mich nach Hause bringt, versuche ich, Thom Gallaghers E-Mail zu ignorieren. Schon die ungewöhnliche Schreibweise seines Namens lässt ihn irgendwie exklusiv erscheinen, elitär. Denn er ist nicht irgendein Journalist, sondern Erbe der hochangesehenen Gallagher-Dynastie. Über Generationen hinweg haben blauäugige Staatsmänner dieses Namens im Senat gestanden und lautstark für die Rechte der Unterdrückten gekämpft. Thom wählte stattdessen den Journalismus, als hätte er gewusst, dass die Politik ein krankes Tier ist. Dass nur die wankelmütigen, wenig vertrauenswürdigen Medien in der Lage sind, für so etwas wie Gerechtigkeit zu sorgen.

Ich hänge diesen Gedanken noch nach, während ich mir zum Abendessen einen Salat mache. Dann widme ich mich einem Stapel zehn- bis fünfzehnseitiger Exposés meiner Studierenden, von denen ich bestenfalls Mittelmaß erwarte.

Ich schiebe sämtliche Gedanken an Thom Gallagher beiseite und arbeite mich durch den Stapel. Ein Hard-Boiled-Noir über dominikanische Drogendealer in der Bronx. (*Unverblümt und atmosphärisch*, schreibe ich. *Aber können Sie uns etwas vom Innenleben Ihrer Figuren zeigen?*) Gleichzeitig denke ich: Wer wür-

de dafür je grünes Licht geben? Es sei denn, man zieht drei der größten Latina- oder Latino-Stars an Land, bevorzugt aus der Musikindustrie.

Als Nächstes kommt ein zu Herzen gehendes Drama über eine dysfunktionale Familie in Neuengland. (*Ihre Figuren sind toll, schreibe ich. Aber ich tue mich schwer, Ihren Plot zu erkennen ...*) Auch für diese Art Filme interessiert sich niemand. Allenfalls dann, wenn eine ganz bestimmte mehrfache Oscar-Gewinnerin die Matriarchin spielen würde.

Ich arbeite mich durch acht Texte hindurch, dann mache ich Feierabend. Kurz spiele ich mit dem Gedanken, mir etwas anzusehen, eine Serienepisode oder den Teil eines Films, je nach Uhrzeit. Inzwischen können mich nur noch Naturdokumentationen herunterbringen. Sie schaffen es noch, mich in eine andere Welt zu entführen.

Ich putze mir die Zähne und gehe ins Bett.

Auf einem imaginären Monitor sehe ich die E-Mail vor mir.

Lieber Thom ... Ich male mir meine Antwort aus.

Oder würde ich *Mr Gallagher* schreiben?

Hier geht es um ein eigenartiges Machtverhältnis. So etwas kenne ich, aber nicht im Zusammenhang mit einem gefeierten Journalisten, der versucht, *mir* Informationen zu entlocken.

Nein, du hast die Story, ermahne ich mich. *Sorg dafür, dass ihr auf Augenhöhe kommuniziert.*

Lieber Thom, danke für Ihre E-Mail. Ich könnte mir vorstellen, mit Ihnen zu reden, lege aber Wert auf äußerste Diskretion. Hätten Sie Zeit für ein Gespräch am Wochenende?

Lass sie warten. Das alte Spiel.

Aber wenn ich ganz ehrlich mit mir bin (was nicht meine größte Stärke ist), bin ich nicht mal sicher, ob ich diese Geschichte erzählen will.